



1925-09-02

In der Heimat Franz v. Defreggers. Parts 1 and 2

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250902&seite=1&zoom=33>;

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250907&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "In der Heimat Franz v. Defreggers. Parts 1 and 2" (1925). *Essays*. 253.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/253

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

In der Heimat Franz v. Defreggers.

I.

Wer nach Heiligenblut strebt, um von da den Großglockner zu besteigen oder um sich, die moderne, bequemere, aber auch oberflächlichere Art des Naturgenusses wählend, vom Kraftwagen bis zum einst nur für rüstige Wanderer erreichbaren Glocknerhaus emportragen zu lassen, wählt heute wie ehemals den Weg von Dölsach im Pustertal über den Iselberg nach dem Mölltal hinüber. In großen Kehren steigt die schöne Bergstraße, die seit den achtziger Jahren den alten Karrenweg ersetzt, die Berglehne hinan, knapp vor der Höhe durch die weithin zerstreuten Häuser und Höfe der behaglich an die besonnte Berglehne sich anschmiegenden Ortschaft Iselsberg sich hindurchwindend und auf der Paßhöhe von uralten Lärchen und Fichten gesäumt; hier überschreitet sie die Tiroler-Kärntner Landesgrenze und senkt sich sofort wieder talwärts, nach Winklarn im Mölltal hinab. Zwei mehr oder weniger moderne Hotels laden just auf der Jochhöhe den Reisenden zum Verweilen ein. Noch um die letzte Jahrhundertwende gab's hier heroben außer dem uralten Grenzstadel „Zur Wacht“ nur noch ein ebenso uraltes Bauerngasthaus und Bauernbadl, dessen Heilkraft seit undenklichen Zeiten im Lande den verdienten Ruf genoß, dessen Einrichtungen aber so einfach und vorsintflutlich als nur möglich waren. In dem schlichten, ungefügten Holzbau aber, der nicht viel geräumiger und bequemer als eben ein sehr bescheidenes Bauernhaus im Hochgebirge war, schaltete und waltete als Wirtin eine tüchtige Frau und vortreffliche Wirtin. Hier, wo das Auge zum letztenmal die Phantastische Welt der Dolomiten, die Lienzer Unholde grüßen und doch auch schon die Urgebirgsformen der Tauern mit dem schneegekrönten Sonnblick erfassen kann, mag wohl so manchen Wanderer und Bergsteiger im Vorübergehen Gedanke und Wunsch überfallen haben: Wie schön wäre es zu verweilen, wenn, ja, wenn nur für Unterkunft und Kost gedeihlich gesorgt wäre. Und sicher, bei „Mutter Lene“ im alten Badgasthaus war er über alles Erwarten gut aufgehoben. So sammelte sich um sie bald ein Kreis von Gästen und Freunden, die gern immer wieder kamen, die es weiter sagten und neue Gäste mit herbrachten. Allgemach wuchs so der Kreis von Liebhabern des Iselberges, bis Unternehmergeist auf dem malerischen, wald- und wiesenbedeckten Paßrücken kurz nacheinander zwei Hotels erbaute, die nie und nimmer, gewiß nicht so bald entstanden wären, wenn Mutter Lene, die einfache Tiroler Bäuerin, sich nicht so gut auf die Küche verstanden hätte. Die alte, noch immer nicht genügend gewürdigte volkswirtschaftliche Erfahrung: Eine tüchtige Wirtin ist für den Fremdenverkehr einer Gegend eine der wichtigsten Voraussetzungen, und das entlegenste, fernste Tal belebt sich, wenn dort ein guter Tisch zu finden ist. Was hat nur die berühmte Emma von Niederndorf für ihre Heimat geleistet! Und ähnliche Beispiele lassen sich eine Menge aufzählen. Es ist immer derselbe bescheidene Anfang: Ein paar großstadtmüden Menschen wird Wohlsein und Erholung bereitet, wobei allem geschäftlichen Tun ein gut Teil mütterlicher Fürsorge beigemischt ist, und daraus wächst in wunderbarer Wechselwirkung Wohlsein und Wohlhabenheit nicht nur des gastlichen Hauses, sondern die befruchtende Wirkung erstreckt sich auf die ganze Gegend, und oft wird ganzen Geschlechtern reiche Ernte aus ausopferndem Säen einer einzigen Frau. Die alte Mutter Lene, der der Iselberg mehr zu danken hat, als ihr selbst und den anderen inne wird, hat sich nun auf den alten Plattnerhof gezogen, den der findigste Bauer auf den schönsten Fleck vom ganzen Iselberg, wo man den Lienzer Unholden unmittelbar ins Gesicht sieht, hingestellt hat. Hier wirkt sie unsichtbar im tiefsten Innern dieses alten, in sich selbst vielfach verschachtelten Hauses und gibt immer noch im ganzen Umkreis die beste Kost und Labung, wenn auch manchmal die Suppe mit gottverbotener Verspätung auf den Tisch kommt. Es wird eben schon so sein, wie ein frommer Mann von ihr gesagt hat: „Sie muß für alle beten und für alle arbeiten.“

Um ihre rührend mütterliche, ehrwürdige Gestalt ist aber noch ein besonderer Glanz gebreitet: Mutter Lene ist die Nichte des Malers und Meisters Franz v. Defregger, der, aus altem Bauerngeschlecht stammend, in der kleinen Bergsiedlung Stronach an der Lehne des Stronachkogels oberhalb Dölsach im Ederhof das Licht der Welt erblickt hat. Sein weltberühmter Name beherrscht hier die Gegend, was seinen Weltruhm vielleicht allzuvielen Künstlern dürfte es gegönnt sein, im Andenken seiner Heimat so fest verankert zu sein, wie Defregger im Herzen seiner Landsleute.

Nur selbstverständlich, daß hier auch für mich der Weg zum Geburtshause des Meisters einer der ersten war. Von der Paßstraße biegt, knapp bevor die ihre volle Höhe, den Sattel zwischen dem eigentlichen Iselberg und dem Stronachkogel, erreicht, rechter Hand ein schmales Waldsträßlein ab und scheint so recht für den besinnlichen Wanderer gemacht. Als ginge es mitten ins Märchen hinein, so lockt es und führt es uns in den schönsten Wald uralter Fichten und Lärchen. Sein Boden ist ganz überpolstert mit schimmerndem Moos und Heidelbeerkraut, so daß Wurzeln und Steine unter der welligen, hellgrünen Decke, aus der da und dort dichte Büschel von Farnwedeln ragen, völlig verschwinden, und das ernste der alten Fichten, die ihre Zweige tief und breit urgesund zur Erde neigen, über diesem hellen, von goldenen Sonnenlichtern überflitzten Untergrund sich nur um so feierlicher spannt. In dieses wunderbare, ganz auf einen einzigen Zusammenklang gestimmte Farbenspiel mischt sich noch sanft schwebend und wie vermittelnd das zarte, so zu sagen durchsichtigere Grün der Lärchen ein, die hier so mächtig gedeihen, daß Stamm und Ast zu ganz abenteuerlichen Formen sich verranken und verknorren. Da und dort liegt ein gefällter Baumriese neben dem Weg, der Rinde entkleidet, gebleicht von Sonne und Regen, wie Röhrenknochen eines vorgeschichtlichen Ungeheuers anzusehen; dann wieder achtlos dem Vermodern preisgegebenes Geäst, die rauhe graue Rinde schon übermoost, das bloßgelegte Holz rotbraun erglühend und den Blick fast unheimlich fesselnd. Da verläßt uns der Wald und unsere Straße führt uns auf eine Bergwiese hinaus, das Auge darf wieder in die Weite schweifen. Lichtüberflutet grüßen uns die verwegenen Formen der Unholde von der anderen Seite des sonneerfüllten, breiten, weiten Pustertales herüber; beglückt und dankbar für so viel Schönheit hebt sich die Brust.

Unterhalb des Fahrweges, der zwischen den entzückend malerischen, nur in loser Gemeinschaft hingestellten alten Holzhäusern immer etwas ansteigend hinführt, gleich das erste Haus rechts, an den wiesenbedeckten und obstbaumbestandenen Berghang hingeduckt, so daß man zunächst nur sein breites, mit Bretteln grob gedecktes Dach und sein Glockentürmchen mit dem Wetterhahn wahrnehmen kann, das ist der Ederhof. Nachdem wir im Vorübergehen seine eigentliche Zufahrt unbenützt gelassen, führt uns ein kleiner Steig zum Haus hinab. Es ist das erste Tiroler Bauernhaus von althergebrachter Bauart: das Erdgeschoß aus Stein gefügt, der Oberbau aus behauenen Holz, dem starke, herrliche Bergsonne die Edelbräune gegeben. An der Stirnseite, die talwärts gerichtet ist, zieht sich im Oberstock, nach landesüblicher Art den Wohnräumen überhangend vorgebaut, der ganzen Hausbreite entlang der offene Gang, der Söller, darüber ein zweiter schiebt sich noch in den Giebel hinein. So wie die Leute hier das schöne alte Wort aussprechen, „Sollar“, klingt das alte Solarium, Sonnenplatz, noch deutlicher darin an als in unserer Schriftsprache. Ein paar Stufen führen zur engen Haustür empor. An der einen Seite des Hauses aber, so daß sie der aufmerksame Wanderer, wenn er Stronach von der Höhe herab durchwandert, im Vorbeiziehen gerade noch mit seinem Blick erhaschen kann, ist eine bescheidene Gedenktafel angebracht, gewidmet vom Österreichischen Touristenklub, die besagt: „In diesem Hause wurde Franz Defregger am 30. April 1835 geboren.“

Unterhalb der Tafel schmiegt sich ein Rosenbusch an die Hauswand, zurzeit über und über mit weißen, süß duftenden Blüten bedeckt, und weiter dann ein etwas derberer Geselle, ein Hollunderstrauch, dessen schwere Dolden just auch in Blüte stehen; allerhand Unkraut und Gras legen einen grünen Kranz um den Sockel des Hauses. Unweit davon, und von einem schon recht gebrechlichen Lattenzaun umhegt, grünt ein bescheidenes Hausgärtlein, sein Zaun an allen Seiten immer wieder von Rosen überklettert. Das Salatbeet darin ist von einem artigen Kranz rosig angehauchter Maßliebchen eingefasst, dem Kohl und dem Zwiebel sind die schönsten Vergißmeinnicht zugestellt. So spiegelt das winzige Hausgärtlein eindringlich bäuerliches Leben, wo Alltagsarbeit noch mit einem Schimmer von Schönheit umgeben ist und „jede Jahrzeit den Menschen ihre bescheidenen Freuden schenkt“.

Das Wort habe ich von der alten Moidl, der heute der Ederhof zu eigen ist. Sie ist die einzige Überlebende jener Familie, an die der junge Defregger Haus und Hof und Acker und Weide verkaufte, als ihn ein unbestimmter und doch übermächtiger Drang von der heimatlichen Scholle trieb, einem unbekanntem, kaum geahnten Ziele entgegen. Etwas zaghaft trat ich ein und wurde fürs erste auch gehörig gemustert. Hat doch die Alte, wie sie mir selber erzählte, mit Sommergästen vom Iselberg auch schon üble Erfahrungen gemacht, und nicht alle stehen ihr zu Gesicht. Da das Haus durch die Gedenktafel als Geburtshaus eines berühmten Mannes kenntlich und bedeutsam gemacht ist und der Weg dahin zu den hübschesten Spaziergängen der Gegend zählt, wird es natürlich häufig genug durch Besuch ausgezeichnet. Wenn dann zufällig die alte Moidl auf dem Felde ist und verabsäumt hat, die Haustür zu sperren, dann dringen die Leute einfach ins Haus, durchstöbern jeden Winkel ohne Scheu und Achtung vor der Heiligkeit fremden Hausrechtes.

Ich war kühn genug mit einer Bitte mich einzuführen: ein Hufeisen, das mit allerhand Alteisen auf den Steinstufen vor der Haustür lag, halte ich mir ohne weitere Einleitung als Glücksgabe erbeten, das wollte ich gern als Angedenken an die Geburtsstätte des Meisters mit mir nehmen dürfen. Vielleicht war es gerade das wunderliche Ansinnen, das die Alte, die wohl zuerst ein wenig stutzte, freundlich und gesprächig stimmte. Sie wirtschaftete eifrig mit einer Helferin in der riesigen, rauchgeschwärzten Küche herum, in der allerhand Hausrat durcheinander stand, und eine Menge Pfannen und Schüsseln aus Messing und Kupfer, dazu Küchengeräte aus Zinn und Eisen, alles blank gescheuert, an der Wand hingen und sich blitzend von dem dunklen Holze abhoben. Es setzte neugierige Fragen ab, aber auch treffende Bemerkungen, und als ich erwähnte, daß ich bei der alten Mutter Lene wohne und nicht in einem der neumodischen Hotels, stieg ich sichtlich in ihrem Vertrauen. Zuletzt wurden wir geradezu gute Freunde und ich mußte versprechen, wiederzukommen. Ja, beim Abschied forderte mich die Moidl noch auf, mir von den Rosen in ihrem Gärtlein zu nehmen, so viel ich nur wolle. Ich brach denn auch ein Röslein vom Gezweig im Angedenken an den Meister. Mir schein hier alles geweihte Stätte, wiewohl fast ein Jahrhundert hingegangen ist, daß unter dem bescheidenen Dach dieses Bauernhauses der Besten einer in diese Welt eintrat.

Hermine Cloeter.

In der Heimat Franz v. Defreggers.

(Siehe Nr. 21899 der „Neuen Freien Presse“ vom 2. September 1925.)

II.

Mein Versprechen, wiederzukommen, habe ich gern gehalten. Immerhin war bis dahin etliche Zeit verstrichen, so daß ich den schönen Waldpfad nach Stronach hinüber mit seinen Schatten und Lichtern schon ganz in die träumerische, goldenstrahlende Melancholie der Spätsommersonne getaucht wiederfand. Wie eine gute Bekannte, auf deren Erscheinen man eigentlich schon gewartet hat, so wurde ich diesmal von der alten Moidl empfangen. Sie war äußerst gesprächig und erzählte sogar, was nie und nimmer sich begeben. Sie führte mich in die Stube links von Hausflur und erklärte, hier sei „der Defregger“ geboren worden. Diese kleine Geschichtsfälschung ließ sich wohl nur deshalb zuschulden kommen, weil die mir vorgewiesene offenbar die schönste Stube im ganzen Hause ist. In Wahrheit ist der Meister in einem noch viel bescheidenerem Stübchen, das mehr im Innern des Hauses liegt, zur Welt gekommen; schließlich kommt es aber gar nicht so sehr darauf an, ob in dieser oder jener Kammer. Daß diese in einem Bauernhaus sich befand und daß der Neugeborene aus altem Bauerngeschlecht stammte, das ist bei Defregger das Wesentliche und das Schicksalgebende. Aus der Gegend von Dölsach herauf, vom Oberhof bei Gödnach war der Großvater, dessen Ahnen sicher im Defereggental zu Hause gewesen, heraufgekommen und hatte den Ederhof zu eigen erworben. Der Sohn Michael hat dann eine Kärntnerin heimgeführt, die Maria Fercher aus dem lieblichen Winklern im Mölltal. Das waren die Eltern des kleinen Franzl, der sich wohl oft genug an dem mächtigen, gemauerten Kugelofen in der großen Stube gewärmt haben mag. Aber auch als reifer Mann ist er immer wieder gern da gesessen, wenn er als Gast oder auch nur im Vorübergehen zu kurzer Rast unter dem Dach des einstigen Vaterhauses eingekehrt ist. Innerlich ist er nie los gekommen von Haus und Hof, die seine Jugend umschlossen haben, und noch in späten Jahren soll er manchmal bekannt haben: wenn er gewußt hätte, daß es ihm glücken würde im Leben, niemals hätte er das väterliche Anwesen, den Ederhof, verkauft. Immer wieder hat es ihn aus der großen Welt hierher gezogen, und als er längst Frau und Kinder sein eigen nannte, hat er sich hoch oben auf dem Ederplan, zu dem von Stronach her der Weg aufsteigt, auf der dem Ederhof von alters her zugehörigen Alm eine einfache Hütte erbaut, nur um jedesmal einige Wochen im Jahr auf heimatlicher Erde zubringen zu können, dem Boden, den schon der Vater und Großvater besessen, durch ein eigen Haus und Dach aufs neue verbunden. „Annahütte“ so nannte er, seiner Lebensgefährtin zur Ehrung und Freude, dieses in herrlichste Bergeinsamkeit gestellte Haus-ohne-Sorge. Seit Jahren ist es Eigentum des Österreichischen Touristenklubs, eine Widmung des großmütigen Meisters, und als Unterkunftshütte bewirtschaftet. Ganz herrlich ist der Rundblick in die Hochgebirgswelt, die sich dem Wanderer hier bietet, und voll der großartigsten Gegensätze: die märchenhaften Dolomiten, die ernsteren, strengeren Formen der Tauern und der Schobergruppe, die Karnischen Alpen und ganz fern die Karawanken, die ganze Pracht in weiter Runde aufgebaut. Hier heroben, auf dem tal- und weltentrückten Almkogel hat der junge Defregger oft Wochen und Monde verbracht, um die Viehherde des Vaters zu hüten und zu halten. Aber gebannt von der Größe der Natur, geweckt und gerufen von seinem Genius, hat der junge Senner seinem bescheidenen Amt hier nicht immer Genüge getan. Unter seiner Obhut hat sich so manches Stück Vieh verlaufen, dieweil er in seinem Innern, halb wach, halb träumend, den Weg zu seinem Gott und Schicksal suchte.

Überaus merkwürdig und fast über alles Verstehen hinaus hat sich der Kunsttrieb in diesem Sohn der Berge entwickelt und ans Licht gerungen, als etwas durchaus An- und Eingebornes, wahrhaft

geheimnisvoll, wie ein Quell, der plötzlich zutage tritt aus dürrem Gestein, ohne daß wir sehen können, woher, ohne daß er sich hemmen ließe durch irgendein Hindernis.

Nichts war da, was dem Keimen seines Kunstsinnens erster Anstoß hätte sein können, kaum ein Bild in der schlichten Dorfkirche, das einen ersten starken Eindruck hätte schenken können; nichts war da als die Natur, die lebendige, die unwiderstehlich zur Nachbildung drängte. Aber nicht die große Landschaft, die den Knaben ringsum mit ihren großartigen Bildern umgab, hat den Künstler in ihm geweckt, sondern die menschliche Gestalt war es, die ihn von Anfang bis zuletzt angezogen und zur künstlerischen Darstellung gezwungen hat. Kein anderer Stoff und Werkzeug stand dem Knaben zu Gebote, als der Teig, aus dem daheim Brot gebacken wurde; daraus formte er, ohne zu wissen, was ihn zu solchem Tun antrieb, seine Gestalten; oder er schnitt mit ungefügter Schere aus einem Fetzen Papier Figuren und schnitzelte aus Kartoffeln und Rüben Köpfe und Tiere. Wer hatte es ihn geheißen? Der erste Bleistift—damals in dieser welt- und schulfernen Gegend, wo Schreiben und Lesen noch durchaus keine allgemein geübte Kunst war, noch eine wahre Seltenheit—der dem kleinen Jungen in die Hände fiel, bedeutete schon Reichtum und Fortschritt in seinem kindlichen Kunstbemühen. Dem Vater scheint darüber ein Licht oder doch ein Lichtlein aufgegangen zu sein. Er schenkte dem Jungen, der bisher nichts weiter zu tun und zu schaffen hatte, als das Vieh zu hüten, zur größten Beglückung eine größere Anzahl Zeichenstifte; wohl nur zum Spiel und Zeitvertreib, damit ihm die Weile nicht lang werde oben auf der Alm. Weiter wird er kaum gedacht haben. Aber in der jungen Seele arbeitete schon der werdende Künstler; noch vermochte sie, ohne jede Schulung, ohne jedes Vorbild gelassen, sich der Hand, als ihres Sprachwerkzeuges, nicht richtig zu bedienen, aber das Auge war schon völlig auf Beobachtung eingestellt. So kamen die Jünglings- und ersten Mannesjahre heran.

Es gibt noch eine Anzahl von Jugendarbeiten aus dieser „Vorzeit“ des Künstlers, ungelenke Versuche, die dem Unverständigen leicht ein Lächeln abnötigen könnten. Und doch deuten diese steifen Figuren in ihrer noch dilettantischen Durchführung bereits die starke Beobachtungsgabe und das außerordentlich große Charakterisierungsvermögen des künftigen Künstlers an, ja, selbst die hervorragende Kompositionsgabe, die Defregger in so hohem Maße besaß, kündigt sich schon ganz leise in einigen seiner Jugendarbeiten an. Was für ein Gären im Kopfe des jungen Menschen mag es gewesen sein, der gar nicht wissen konnte, was in ihm wühlte und arbeitete und welcher Wert den Kräften beizumessen wäre, die in ihm nach Geltung und Betätigung rangen. Was war es, das ihn von seiner Mitwelt trennte und ihn doch wieder nur um so inniger ihr verband? Daß er zum Künstler berufen sei, wie konnte er es wissen; daß er nicht Bauer bleiben könne, nur das fühlte er deutlich. Noch lag der Begriff Künstler in des Wortes schwerwiegender Bedeutung außerhalb seines Verstehens—und doch war er schon einer. Wo aber wäre in dieser weltfernen Bergeinsamkeit, zu der noch keine Bahn im Tal den Weg erleichtere, einer gewesen, der ihm Pfad und Zukunft gewiesen hätte oder ihm auch nur die Sprache seines Innern zu deuten gewußt hätte?

Fünfundzwanzig Jahre war er alt geworden, ein Bauer und doch auch keiner, da verlor er den Vater. Die Mutter hatte er schon als ganz kleiner Junge hergeben müssen. Nun sollte er, als der einzige Sohn neben einigen Schwestern, den Hof übernehmen und selbständig weiterführen. Aber vom bäuerlichen Beruf und Geschäft verstand er blutwenig. Seine Jugend war in unbestimmten Träumen hingegangen, plötzlich aber ward alle Tatkraft in ihm frei. Ein rascher Entschluß und der Hof wurde verkauft. Den Defregger Franz trieb es hinaus in die Welt... Gar nach Amerika wollte er, fort, fort, weit fort, sein Ziel konnte gar nicht gern und weit genug liegen. Zunächst ging es zu Fuß nach Innsbruck. Dort fiel die Entscheidung.

Genau genommen war sie schon früher gefallen, noch daheim und in seiner eigenen Brust. Denn neben dem nebelhaften Ziel Amerika hatte sich urplötzlich ein anderes vor seine Seele gestellt: er wollte Bildschnitzer oder Bildhauer werden. Von Kruzifixen und „Marterln“ war ihm ja bis nun die einzige Vorstellung von Kunst gekommen. Und da wußte denn der Pfarrer in Dölsach Rat. Er kannte den Bildhauer Michael Stolz in Innsbruck. An den wies er den jungen Defregger. Und nun folgte eins aus dem andern: von Innsbruck ging es nach München, Defreggers Lehr- und Wanderjahre hatten begonnen. Da jede Vorbildung fehlte, wollte der gewöhnliche Schul- und Lehrgang nicht recht taugen, und im Suchen nach dem richtigen Weg zu seinem ihm selbst noch unklaren Ziel, im Tasten und Fahnden nach dem geeigneten Mittel zu seiner Ausbildung, geriet der junge Künstler gar nach Paris.

Der Stronacher Bauernsohn im Mittelpunkt französischer Eleganz! Schade, daß er die Eindrücke, die in der großen Welt- und Kunststadt auf ihn einstürmten, nicht aus unmittelbarem Erleben heraus aufgeschrieben hat. Auch hier, und hier erst recht, lag alles Lernen für ihn neben der Schule. An der Académie des Beaux Arts fand er schon deshalb keine Aufnahme, weil er über das vorgeschriebene Alter hinaus war. Zwei Jahre hielt er aus, dann trieb es ihn heftig und unwiderstehlich nach der Heimat. Seinen Weg als Künstler hat er in der Fremde nicht finden können. Vielfach entmutigt und an sich selber irre geworden, kehrt er heim. Aber ein eigentlich Heim findet er nicht mehr. Haus und Hof sind in fremden Händen, Seßhaftigkeit hat er verwirkt. Doch mag ihn die Heimat freundlich und gastlich genug aufgenommen haben. Was hatte er seinen Landsleuten nicht alles zu erzählen, wie mögen sie den Weitgereisten angestaunt haben!

Und zuletzt schenkt ihm doch die Heimat größten, allergrößten Reichtum: hier findet er sein Arbeitsgebiet, hier findet er sich selber. Mit künstlerisch geschultem Blick ist er wiedergekommen, und nun gehen ihm die Augen auf darüber, wie unendlich viel an malerischen Schätzen, bisher ungehobenen, im bäuerlichen Leben, in der bäuerlichen Tracht steckt. Es kommt ganz von selbst: Er zeichnet und malt Verwandte und Jugendfreunde, ein blondköpfiges Nichtein, seiner Liebblingsschwester Kind, den Vetter und Schwager, alle zusammen zuerst vielleicht bloß, weil sie ihn darum betteln, aus Gefälligkeit, zur Zeitausfüllung, und weil der richtige Maler ja doch nicht wohl ist, wenn er nicht Pinsel und Stift führen darf. Bald packt ihn die bäuerliche Welt, die heimatlichen Gestalten lassen ihn nicht mehr los und werden *seine* Welt. Der Bauer und Bergsohn war ausgezogen, ein Künstler zu werden, aber der Künstler wird auf eigentümliche Art zum Bauerntum zurückgeführt. Es lag ja von Urvätern her so tief in seinem Blute, daß ihm der Weg zu Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit auch nur darüber möglich wurde. Ein zufälliger Eindruck, eine im Vorübergehen erhaschte Begebenheit drängen ihn zur ersten eigentlichen Bildgestaltung, der Versuch gelingt und findet Beifall über alles Erwarten. Vor allem den Beifall von Meister Piloty in München, der jetzt erst den Dreißigjährigen als Schüler aufnimmt. Da wählt er bewußt seinen Weg, sein Stoffgebiet, und er wird zum liebevollen Schilderer seines Volkes.

Als solcher ist er wohl auch höher zu stellen, denn als Maler im höchsten Verstande des Wortes. Seine Kunst will zunächst stofflich fesseln und keineswegs hat es der Künstler jedesmal vermocht, das Erzählerische im Bilde der rein malerischen Aufgabe unterzuordnen, so daß alles Gegenständliche darin bloß zum Vorwand für die Lösung eines einzig künstlerischen, einzig malerischen Problems erschiene. Vielleicht auch erging es Defregger wie so vielen bedeutenden Talenten, denen es in fast unbegreiflicher Weise verwehrt bleibt, die letzte und höchste Stufe der Kunst zu erklimmen und darauf dauernd sich zu behaupten; vielleicht hat auch ihn gerade der laute, weithin wirkende Erfolg seiner besten Schaffenszeit mit all seinen gefährlichen Einwirkungen gehemmt an der höchsten, ihm möglichen Vollendung seiner

künstlerischen Persönlichkeit, am letzten ruhigen Reifen. Heute sehen moderne Kunstrichter und Künstler, mitleidig die Achsel zuckend, hochmütig auf ihn herab. Sie schütten wieder einmal das Kind mit dem Bade aus.

Sie können jedoch nicht verhindern, daß der Meister unvergessen im Herzen seines Volkes weiterlebt. Das aber hat seinen guten Grund: Defregger hat aus der großen Liebe zu seinem Volke heraus geschaffen, gerade vom besten Teil seiner Lebensarbeit läßt sich das sagen; und an ihm wird sich bewahrheiten, was sich für so manchen großen und dennoch zeitweilig angefochtenen Namen der Kunstgeschichte nachweisen läßt, daß über alle Kunsttheorien und den jeweiligen Geschmack und Zeitgeist hinweg, unbeschadet auch seiner möglichen Mängel und Schwächen, immer wieder jenes Kunstwerk lebendigste Wirkung über wird, das aus gläubiger Liebe geboren ist.

Hermine Cloeter.

Fenilleton.

In der Heimat Franz v. Defreggers.

I

Wer nach Heiligenblut strebt, um von da den Großglockner zu besteigen oder um sich, die moderne, bequemere, aber auch oberflächlichere Art des Naturgenusses wählend, vom Kraftwagen bis zum einst nur für rüstige Wanderer erreichbaren Glocknerhaus emportragen zu lassen, wählt heute wie ehemals den Weg von Dölsach im Pustertal über den Iselberg nach dem Mölltal hinüber. In großen Kehren steigt die schöne Bergstraße, die seit den achtziger Jahren den alten Karrenweg ersetzt, die Berglehne hinan, knapp vor der Höhe durch die weithin zerstreuten Häuser und Höfe der behaglich an die besonnte Berglehne sich anschmiegenden Ortschaft Iselsberg sich hindurchwindend und auf der Paßhöhe von uralten Lärchen und Fichten gesäumt; hier überschreitet sie die Tiroler-Kärntner Landesgrenze und senkt sich sofort wieder talwärts, nach Winklern im Mölltal hinab. Zwei mehr oder weniger moderne Hotels laden just auf der Jochhöhe den Reisenden zum Verweilen ein. Noch um die letzte Jahrhundertwende gab's hier heroben außer dem uralten Grenzgasthof „Zur Wacht“ nur noch ein ebenso uraltes Bauerngasthaus und Bauernbadl, dessen Heilkraft seit undenklichen Zeiten im Lande den verdienten Ruf genoß, dessen Einrichtungen aber so einfach und vorsintflutlich als nur möglich waren. In dem schlichten, ungefügen

Holzbau aber, der nicht viel geräumiger und bequemer als eben ein sehr bescheidenes Bauernhaus im Hochgebirge war, schaltete und waltete als Wirtin eine tüchtige Frau und vortreffliche Wirtin. Hier, wo das Auge zum letztenmal die phantastische Welt der Dolomiten, die Lienzener Unholde grüßen und doch auch schon die Urgebirgsformen der Tauern mit dem schneegekrönten Sonnblick erfassen kann, mag wohl so manchen Wanderer und Bergsteiger im Vorübergehen Gedanke und Wunsch überfallen haben: Wie schön wäre es zu verweilen, wenn, ja, wenn nur für Unterkunft und Kost gedeihlich gesorgt wäre. Und sicher, bei „Mutter Lene“ im alten Badgasthaus war er über alles Erwarten gut aufgehoben. So sammelte sich um sie bald ein Kreis von Gästen und Freunden, die gern immer wieder kamen, die es weiter sagten und neue Gäste mit herbrachten. Allgemach wuchs so der Kreis von Liebhabern des Iselberges, bis Unternehmungsgeist auf dem malerischen, wald- und wiesenbedeckten Paßrücken kurz nacheinander zwei Hotels erbaute, die nie und nimmer, gewiß nicht so bald entstanden wären, wenn Mutter Lene, die einfache Tiroler Bäuerin, sich nicht so gut auf die Küche verstanden hätte. Die alte, noch immer nicht genügend gewürdigte volkswirtschaftliche Erfahrung: Eine tüchtige Wirtin ist für den Fremdenverkehr einer Gegend eine der wichtigsten Voraussetzungen, und das entlegenste, fernste Tal belebt sich, wenn dort ein guter Tisch zu finden ist. Was hat nur die berühmte Emma von Niederndorf für ihre Heimat geleistet! Und ähnliche Beispiele lassen sich eine Menge aufzählen. Es ist immer derselbe bescheidene Anfang: Ein paar großstadtmüden Menschen wird Wohlsein und Erholung bereitet, wobei allem geschäft-

lichen Tun ein gut Theil mütterlicher Fürsorge beigemischt ist, und daraus wächst in wunderbarer Wechselwirkung Wohlsein und Wohlhabenheit nicht nur des gastlichen Hauses, sondern die befruchtende Wirkung erstreckt sich auf die ganze Gegend, und oft wird ganzen Geschlechtern reiche Ernte aus aufopferndem Säen einer einzigen Frau. Die alte Mutter Lene, der der Iselberg mehr zu danken hat, als ihr selbst und den anderen inne wird, hat sich nun auf den alten Plattnerhof gezogen, den der findigste Bauer auf den schönsten Fleck vom ganzen Iselberg, wo man den Sienger Unholden unmittelbar ins Gesicht sieht, hingestellt hat. Hier wirkt sie unsichtbar im tiefsten Innern dieses alten, in sich selbst vielfach verschachtelten Hauses und gibt immer noch im ganzen Umkreis die beste Kost und Labung, wenn auch manchmal die Suppe mit gottverbotener Verspätung auf den Tisch kommt. Es wird eben schon so sein, wie ein frommer Mann von ihr gesagt hat: „Sie muß für alle beten und für alle arbeiten.“

Um ihre rührend mütterliche, ehrwürdige Gestalt ist aber noch ein besonderer Glanz gebreitet: Mutter Lene ist die Nichte des Malers und Meisters Franz v. Desregger, der, aus altem Bauerengeschlecht stammend, in der kleinen Bergsiedlung Stronach an der Lehne des Stronachkogels oberhalb Dölsach im Ederhof das Licht der Welt erblickt hat. Sein weltberühmter Name beherrscht hier die Gegend, was seinen Welt Ruhm vielleicht erst bestätigt, indem es ihm die letzte Weihe gibt. Nicht allzuvielen Künstlern dürfte es gegönnt sein, im Andenken seiner Heimat so fest verankert zu sein, wie Desregger im Herzen seiner Landsleute.

Nur selbstverständlich, daß hier auch für mich der Weg zum Geburtshause des Meisters einer der ersten war. Von der Paßstraße biegt, knapp bevor die ihre volle Höhe, den Sattel zwischen dem eigentlichen Iselberg und dem Stronachkogel, erreicht, rechter Hand ein schmales Waldsträßlein ab und scheint so recht für den besinnlichen Wanderer gemacht. Als ginge es mitten ins Märchen hinein, so lockt es und führt es uns in den schönsten Wald uralter Fichten und

Lärchen. Sein Boden ist ganz überpolstert mit schimmerndem Moos und Heidelbeerkraut, so daß Wurzeln und Steine unter der welligen, hellgrünen Decke, aus der da und dort dichte Büschel von Farnwedeln ragen, völlig verschwinden, und das ernste Grün der alten Fichten, die ihre Zweige tief und breit urgesund zur Erde neigen, über diesem hellen, von goldenen Sonnenlichtern übersflühten Untergrund sich nur um so feierlicher spannt. In dieses wunderbare, ganz auf einen einzigen Zusammenklang gestimmte Farbenspiel mischt sich noch sanft schwebend und wie vermittelnd das zarte, so zu sagen durchsichtigere Grün der Lärchen ein, die hier so mächtig gedeihen, daß Stamm und Ast zu ganz abenteuerlichen Formen sich verranken und verknorren. Da und dort liegt ein gefälltter Baumriese neben dem Weg, der Rinde entkleidet, gebleicht von Sonne und Regen, wie Röhrenknochen eines vorgehichtlichen Ungeheuers anzusehen; dann wieder achtslos dem Vermothen preisgegebenes Geäst, die rauhe graue Rinde schon übermoost, das bloßgelagte Holz rotbraun erglühend und den Blick fast unheimlich fesselnd. Da verläßt uns der Wald und unsere Straße führt uns auf eine Bergwiese hinaus, das Auge darf wieder in die Weite schweifen. Lichtüberflutet grüßen uns die verwegenen Formen der Unholde von der anderen Seite des sonneerfüllten, breiten, weiten Pustertales herüber; beglückt und dankbar für so viel Schönheit hebt sich die Brust.

Unterhalb des Fahrweges, der zwischen den entzückend malerischen, nur in loser Gemeinschaft hingestellten alten Holzhäusern immer etwas ansteigend hinführt, gleich das erste Haus rechts, an den wiesenbedeckten und obstbaumbestandenen Berghang hingeduckt, so daß man zunächst nur sein breites, mit Brettern grob gedecktes Dach und sein Glockentürmchen mit dem Wetterhahn wahrnehmen kann, das ist der Ederhof. Nachdem wir im Vorübergehen seine eigentliche Zufahrt unbenützt gelassen, führt uns ein kleiner Steig zum Haus hinab. Es ist das erste Tiroler Bauernhaus von althergebrachter Bauart: das Erdgeschoß aus Stein gefügt, der Oberbau aus behauenem Holz, dem starke,

herrliche Bergsonne die Edelbräune gegeben. An der Stirnseite, die talwärts gerichtet ist, zieht sich im Oberstock, nach landesüblicher Art den Wohnräumen überhangend vorgebaut, der ganzen Hausbreite entlang der offene Gang, der Söller, darüber ein zweiter schiebt sich noch in den Giebel hinein. So wie die Leute hier das schöne alte Wort aussprechen, „Sollar“, klingt das alte Solarium, Sonnenplatz, noch deutlicher darin an als in unserer Schriftsprache. Ein paar Stufen führen zur engen Haustür empor. An der einen Seite des Hauses aber, so daß sie der aufmerksame Wanderer, wenn er Stronach von der Höhe herab durchwandert, im Vorbeiziehen gerade noch mit seinem Blick erschassen kann, ist eine bescheidene Gedenktafel angebracht, gewidmet vom Oesterreichischen Touristenklub, die besagt: „An diesem Hause wurde Franz Defregger am 30. April 1835 geboren.“

Unterhalb der Tafel schmiegelt sich ein Rosenbusch an die Hauswand, zurzeit über und über mit weißen, süß duftenden Blüten bedeckt, und weiter dann ein etwas verbererter Gefelle, ein Hollunderstrauch, dessen schwere Dolben just auch in Blüte stehen; allerhand Unkraut und Gras legen einen grünen Kranz um den Sockel des Hauses. Unweit davon, und von einem schon recht gebrechlichen Lattenzaun umhegt, grünt ein bescheidenes Hausgärtlein, sein Zaun an allen Seiten immer wieder von Rosen überklettert. Das Salatbeet darin ist von einem artigen Kranz rosig angehauchter Maßliebchen eingefast, dem Kohl und dem Zwiebel sind die schönsten Vergißmeinnicht zugesellt. So spiegelt das winzige Hausgärtlein eindringlich bäuerliches Leben, wo Alltagsarbeit noch mit einem Schimmer von Schönheit umgeben ist und „jede Jahrzeit den Menschen ihre bescheidenen Freuden schenkt“.

Das Wort habe ich von der alten Moidl, der heute der Eberhof zu eigen ist. Sie ist die einzige Ueberlebende jener Familie, an die der junge Defregger Haus und Hof und Acker und Weide verkaufte, als ihn ein unbestimmter und doch übermächtiger Drang von der heimatlichen Scholle trieb, einem unbekanntem, kaum geahnten Ziele entgegen. Etwas

zaghaft trat ich ein und wurde fürs erste auch gehörig gemustert. Hat doch die Alte, wie sie mir selber erzählte, mit Sommergästen vom Fselberg auch schon üble Erfahrungen gemacht, und nicht alle stehen ihr zu Gesicht. Da das Haus durch die Gedenktafel als Geburtshaus eines berühmten Mannes kenntlich und bedeutsam gemacht ist und der Weg dahin zu den hübschesten Spaziergängen der Gegend zählt, wird es natürlich häufig genug durch Besuch ausgezeichnet. Wenn dann zufällig die alte Moidl auf dem Felde ist und verabsäumt hat, die Haustür zu sperren, dann dringen die Leute einfach ins Haus, durchstöbern jeden Winkel ohne Scheu und Achtung vor der Heiligkeit fremden Hausrechtes.

Ich war kühn genug mit einer Bitte mich einzuführen: ein Hufeisen, das mit allerhand Alteisen auf den Steinstufen vor der Haustür lag, halte ich mir ohne weitere Einleitung als Glücksgabe erbeten, das wollte ich gern als Andenken an die Geburtsstätte des Meisters mit mir nehmen dürfen. Vielleicht war es gerade das wunderliche Ansinnen, das die Alte, die wohl zuerst ein wenig stutzte, freundlich und gesprächig stimmte. Sie wirtschaftete eifrig mit einer Helferin in der riesigen, rauchgeschwärzten Küche herum, in der allerhand Hausrat durcheinander stand, und eine Menge Pfannen und Schüsseln aus Messing und Kupfer, dazu Küchengeräte aus Zinn und Zink und Eisen, alles blank geschweert, an der Wand hingen und sich blitzend von dem dunklen Holze abhoben. Es setzte neugierige Fragen ab, aber auch treffende Bemerkungen, und als ich erwähnte, daß ich bei der alten Mutter Lene wohne und nicht in einem der neumodischen Hotels, stieg ich sichtlich in ihrem Vertrauen. Zuletzt wurden wir geradezu gute Freunde und ich mußte versprechen, wiederzukommen. Ja, beim Abschied forderte mich die Moidl noch auf, mir von den Rosen in ihrem Gärtlein zu nehmen, so viel ich nur wolle. Ich brach denn auch ein Röslein vom Gezweig im Andenken an den Meister. Mir schien hier alles geweihte Stätte, wiewohl fast ein Jahrhundert hingegangen ist, daß unter dem bescheidenen Dach dieses Bauernhauses der Besten einer in diese Welt eintrat.

Hermine Cloeter

Feuilleton.

In der Helmat Franz v. Defreggers.

(Siehe Nr. 21599 der „Neuen Freien Presse“ vom 2. September 1925.)

II.

Mein Versprechen, wiederzukommen, habe ich gern gehalten. Immerhin war bis dahin ellihe Zeit verstrichen, so daß ich den schönen Waldpfad nach Stronach hinüber mit seinen Schatten und Lichtern schon ganz in die träumerische, goldenstrahlende Melancholie der Spätsommer-sonne getaucht wiederfand. Wie eine gute Bekannte, auf deren Erscheinen man eigentlich schon gewartet hat, so wurde ich diesmal von der alten Moidl empfangen. Sie war äußerst gesprächig und erzählte sogar, was nie und nimmer sich begeben. Sie führte mich in die Stube links vom Haus-flur und erklärte, hier sei „der Defregger“ geboren worden. Diese kleine Geschichtsfälschung ließ sie sich wohl nur deshalb zuschulden kommen, weil die mir vorgewiesene offenbar die schönste Stube im ganzen Hause ist. In Wahrheit ist der Meister in einem noch viel bescheidenerem Stübchen, das mehr im Innern des Hauses liegt, zur Welt gekommen; schließlich kommt es aber gar nicht so sehr darauf an, ob in dieser oder jener Kammer. Daß diese in einem Bauernhaus sich befand und daß der Neugeborene aus altem Bauerngeschlecht stammte, das ist bei Defregger das Wesentliche und das Schicksalgebende. Aus der Gegend von Dölsach herauf, vom Oberhof bei Gödnach war der Großvater, dessen Ahnen sicher im Deferegental zu Hause anweisen, heraufgekommen und hatte den Oberhof zu eigen

erworben. Der Sohn Michael hat dann eine Kärntnerin heimgeführt, die Maria Fercher aus dem lieblichen Winklern im Mösttal. Das waren die Eltern des kleinen Franzl, der sich wohl oft genug an dem mächtigen, gemauerten Kugel-Ofen in der großen Stube gewärmt haben mag. Aber auch als reifer Mann ist er immer wieder gern da geseßen, wenn er als Gast oder auch nur im Vorübergehen zu kurzer Raft unter dem Dach des einstigen Vaterhauses eingekehrt ist. Innerlich ist er nie los gekommen von Haus und Hof, die seine Jugend umschlossen haben, und noch in späten Jahren soll er manchmal bekannt haben: wenn er gewußt hätte, daß es ihm glücken würde im Leben, niemals hätte er das väterliche Anwesen, den Ederhof, verkauft. Immer wieder hat es ihn aus der großen Welt hieher gezogen, und als er längst Frau und Kinder sein eigen nannte, hat er sich hoch oben auf dem Ederplan, zu dem von Stronach her der Weg aufsteigt, auf der dem Ederhof von alters her zugehörigen Alm eine einfache Hütte erbaut, nur um jedes-mal einige Wochen im Jahr auf heimatischer Erde zubringen zu können, dem Boden, den schon der Vater und Großvater besessen, durch ein eigen Haus und Dach aufs neue verbunden. „Annahütte“, so nannte er, seiner Lebens-gefährtin zur Ehrung und Freude, dieses in herrlichste Berg-einsamkeit gestellte Haus-ohne-Sorge. Seit Jahren ist es Eigentum des Oesterreichischen Touristenklubs, eine Widmung des großmütigen Meisters, und als Unterkünts-hütte bewirtschaftet. Ganz herrlich ist der Rundblick in die Hochgebirgswelt, die sich dem Wanderer hier bietet, und voll der großartigsten Gegenätze: die märchenhaften Dolomiten, die ernsteren, strengeren Formen der Tauern und der Schobergruppe, die Karnischen Alpen und ganz fern die Karawanken, die ganze Pracht in weiter Runde

aufgebaut. Hier heroben, auf dem tal- und westentrückten Almkogel hat der junge Desregger oft Wochen und Monde verbracht, um die Viehherde des Vaters zu hüten und zu halten. Aber gebannt von der Größe der Natur, geweckt und gerufen von seinem Genius, hat der junge Sennler seinem bescheidenen Amt hier nicht immer Genüge getan. Unter seiner Obhut hat sich so manches Stück Vieh verlaufen, dieweil er in seinem Innern, halb wach, halb träumend, den Weg zu seinem Gott und Schicksal suchte.

Ueberaus merkwürdig und fast über alles Verstehen hinaus hat sich der Kunsttrieb in diesem Sohn der Berge entwickelt und aus Licht gerungen, als etwas durchaus An- und Eingebornes, wahrhaft geheimnisvoll, wie ein Quell, der plötzlich zutage tritt aus dürrem Gestein, ohne daß wir sehen können, woher, ohne daß er sich hemmen ließe durch irgendein Hindernis.

Nichts war da, was dem Keimen seines Kunstsinnes erster Anstoß hätte sein können, kaum ein Bild in der schlichten Dorfkirche, das einen ersten starken Eindruck hätte schenken können; nichts war da als die Natur, die lebendige, die unwiderstehlich zur Nachbildung drängte. Aber nicht die große Landschaft, die den Knaben ringsum mit ihren großartigen Bildern umgab, hat den Künstler in ihn geweckt, sondern die menschliche Gestalt war es, die ihn von Anfang bis zuletzt angezogen und zur künstlerischen Darstellung gezwungen hat. Kein anderer Stoff und Werkzeug stand dem Knaben zu Gebote, als der Teig, aus dem daheim Brot gebacken wurde; daraus formte er, ohne zu wissen, was ihn zu solchem Tun antrieb, seine Gestalten; oder er schnitt mit ungefügter Schere aus einem Fehlen Papier Figuren und schnitzelte aus Kartoffeln und Rüben Köpfe und Tiere. Wer hatte es ihn geheißt? Der erste Bleistift — damals in dieser welt- und schulfernen Gegend, wo Schreiben und Lesen noch durchaus keine allgemein geübte Kunst war, noch eine wahre Seltenheit — der dem

kleinen Jungen in die Hände fiel, bedeutete schon Reichthum und Fortschritt in seinem kindlichen Kunstbemühen. Dem Vater scheint darüber ein Licht oder doch ein Lichtlein aufgegangen zu sein. Er schenkte dem Jungen, der bisher nichts weiter zu tun und zu schaffen hatte, als das Vieh zu hüten, zur größten Beglückung eine größere Anzahl Zeichenstifte; wohl nur zum Spiel und Zeitvertreib, damit ihm die Weile nicht lang werde oben auf der Alm. Weiter wird er kaum gedacht haben. Aber in der jungen Seele arbeitete schon der werdende Künstler; noch vermochte sie, ohne jede Schulung, ohne jedes Vorbild gelassen, sich der Hand, als ihres Sprachwerkzeuges, nicht richtig zu bedienen, aber das Auge war schon völlig auf Beobachtung eingestellt. So kamen die Jünglings- und ersten Mannesjahre heran.

Es gibt noch eine Anzahl von Jugendarbeiten aus dieser „Vorzeit“ des Künstlers, ungelente Versuche, die dem Unverständigen leicht ein Lächeln abnötigen könnten. Und doch deuten diese steifen Figuren in ihrer noch dilettantischen Durchführung bereits die starke Beobachtungsgabe und das außerordentlich große Charakterisierungsvermögen des künftigen Künstlers an, ja, selbst die hervorragende Compositions-gabe, die Desregger in so hohem Maße besaß, kündigt sich schon ganz leise in einigen seiner Jugendarbeiten an. Was für ein Gären im Kopfe des jungen Menschen mag es gewesen sein, der gar nicht wissen konnte, was in ihm wühlte und arbeitete und welcher Wert den Kräften beizumessen wäre, die in ihm nach Geltung und Betätigung rangten! Was war es, das ihn von seiner Mitwelt trennte und ihn doch wieder nur um so inniger ihr verband? Daß er zum Künstler berufen sei, wie konnte er es wissen; daß er nicht Bauer bleiben könne, nur das fühlte er deutlich. Noch lag der Begriff Künstler in des Wortes schwerwiegender Bedeutung außerhalb seines Verstehens — und doch war er schon einer. Wo aber wäre in dieser weltfernen Vereinamkeit, zu der noch keine Bahn im Thal den Weg erleichterte, einer gewesen, der ihm Pfad

und Zukunft gewiesen hätte oder ihm auch nur die Sprache seines Innern zu deuten gewußt hätte?

Fünfundzwanzig Jahre war er alt geworden, ein Bauer und doch auch keiner, da verlor er den Vater. Die Mutter hatte er schon als ganz kleiner Junge hergeben müssen. Nun sollte er, als der einzige Sohn neben einigen Schwestern, den Hof übernehmen und selbständig weiterführen. Aber vom bäuerlichen Beruf und Geschäft verstand er blutwenig. Seine Jugend war in unbestimmten Träumen hingegangen, plötzlich aber ward alle Tatkraft in ihm frei. Ein rascher Entschluß und der Hof wurde verkauft. Den Defregger Franz trieb es hinaus in die Welt. . . Gar nach Amerika wollte er, fort, fort, weit fort, sein Ziel konnte gar nicht fern und weit genug liegen. Zunächst ging es zu Fuß nach Innsbruck. Dort fiel die Entscheidung.

Genau genommen war sie schon früher gefallen, noch daheim und in seiner eigenen Brust. Denn neben dem nebelhaften Ziel Amerika hatte sich urplötzlich ein anderes vor seine Seele gestellt: er wollte Bildschnitzer oder Bildhauer werden. Von Kreuzfixen und „Marterln“ war ihm ja bis nun die einzige Vorstellung von Kunst gekommen. Und da wußte denn der Pfarrer in Dölsach Rat. Er kannte den Bildhauer Michael Stolz in Innsbruck. An den wies er den jungen Defregger. Und nun folgte eins aus dem andern: von Innsbruck ging es nach München, Defreggers Lehr- und Wanderjahre hatten begonnen. Da jede Vorbildung fehlte, wollte der gewöhnliche Schul- und Lehrgang nicht recht taugen, und im Suchen nach dem richtigen Weg zu seinem ihm selbst noch unklaren Ziel, im Tasten und Fahren nach dem geeigneten Mittel zu seiner Ausbildung, geriet der junge Künstler gar nach Paris.

Der Stronacher Bauernsohn im Mittelpunkt französischer Eleganz! Schade, daß er die Eindrücke, die in der großen Welt- und Kunststadt auf ihn einstürmten, nicht aus unmittelbarem Erleben heraus aufgeschrieben hat. Auch hier, und hier erst recht, lag alles Lernen für ihn neben der

Schule. An der Académie des Beaux Arts fand er schon deshalb keine Aufnahme, weil er über das vorgeschriebene Alter hinaus war. Zwei Jahre hielt er aus, dann trieb es ihn heftig und unwiderstehlich nach der Heimat. Seinen Weg als Künstler hat er in der Fremde nicht finden können. Vielfach entmutigt und an sich selber irre geworden, kehrt er heim. Aber ein eigentlich Heim findet er nicht mehr. Haus und Hof sind in fremden Händen, Eifersüchtigkeit hat er verwirkt. Doch mag ihn die Heimat freundlich und gastlich genug aufgenommen haben. Was hatte er seinen Landsleuten nicht alles zu erzählen, wie mögen sie den Weitgereisten angestaunt haben!

Und zuletzt schenkt ihm doch die Heimat größten, allergrößten Reichtum: hier findet er sein Arbeitsgebiet, hier findet er sich selber. Mit künstlerisch geschultem Blick ist er wiedergekommen, und nun gehen ihm die Augen auf darüber, wie unendlich viel an malerischen Schätzen, bisher ungeschriebenen, im bauerlichen Leben, in der bauerlichen Tracht steckt. Es kommt ganz von selbst: Er zeichnet und malt Verwandte und Jugendfreunde, ein blondköpfiges Nichtlein, seiner Lieblingschwester Kind, den Vetter und Schwager, alle zusammen zuerst vielleicht bloß, weil sie ihn darum betteln, aus Gefälligkeit, zur Zeitausfüllung, und weil dem richtigen Maler ja doch nicht wohl ist, wenn er nicht Pinsel und Stift führen darf. Bald packt ihn die bauerliche Welt, die heimatischen Gestalten lassen ihn nicht mehr los und werden seine Welt. Der Bauer und Bergsohn war ausgezogen, ein Künstler zu werden, aber der Künstler wird auf eigentümliche Art zum Bauerntum zurückgeführt. Es lag ja von Urvätern her so tief in seinem Blute, daß ihm der Weg zur Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit auch nur darüber möglich wurde. Ein zufälliger Eindruck, eine im Vorübergehen erhaschte Begebenheit drängen ihn zur ersten eigentlichen Bildgestaltung, der Versuch gelingt und findet Beifall über alles Erwarten. Vor allem den Beifall von Meister Piloty in München, der jetzt erst den Dreißig-

jährigen als Schüler aufnimmt. Da wählt er bewußt seinen Weg, sein Stoffgebiet, und er wird zum liebevollen Schilderer seines Volkes.

Als solcher ist er wohl auch höher zu stellen, denn als Maler im höchsten Verstande des Wortes. Seine Kunst will zunächst stofflich fesseln und keineswegs hat es der Künstler jebeizmal vermocht, das Erzählerische im Bilde der rein malerischen Aufgabe unterzuordnen, so daß alles Gegenständliche darin bloß zum Vorwand für die Lösung eines einzig künstlerischen, einzig malerischen Problems erschiene. Vielleicht auch erging es Defregger wie so vielen bedeutenden Talenten, denen es in fast unbegreiflicher Weise verwehrt bleibt, die letzte und höchste Stufe der Kunst zu erklimmen und darauf dauernd sich zu behaupten; vielleicht hat auch ihn gerade der laute, werthhin wirkende Erfolg seiner besten Schaffenszeit mit all seinen gefährlichen Einwirkungen gehemmt an der höchsten, ihm möglichen Vollendung seiner künstlerischen Persönlichkeit, am letzten ruhigen Meifen. Heute sehen moderne Kunst-richter und Künstler, mitleidig die Achsel zuckend, hochmütig auf ihn herab. Sie schütten wieder einmal das Kind mit dem Bade aus.

Sie können jedoch nicht verhindern, daß der Meister unvergessen im Herzen seines Volkes weiterlebt. Das aber hat seinen guten Grund: Defregger hat aus der großen Liebe zu seinem Volke heraus geschaffen, gerade vom besten Theil seiner Lebensarbeit läßt sich das sagen; und an ihm wird sich bewahrheiten, was sich für so manchen großen und dennoch zeitweilig angefochtenen Namen der Kunstgeschichte nachweisen läßt, daß über alle Kunsttheorien und den jeweiligen Geschmack und Zeitgeist hinweg, unbeschadet auch seiner möglichen Mängel und Schwächen, immer wieder jenes Kunstwerk lebendigste Wirkung üben wird, das aus gläubiger Liebe geboren ist.

Hermine Cloeter.